

Anna König [Fortsetzung folgt]

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **34 (1930-1931)**

Heft 20

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXIV. Jahrgang

Zürich, 15. Juli 1931

Heft 20

Im Sommerglanz.

Ich segne mir die klaren Sommerstunden,
Da willenlos die Seele sich versenkt
Ins weite, warme Meer des goldnen Lichtes,
Das ewig-liebevoll die Sonne schenkt.

Dann lieg ich hingestreckt auf stiller Halde,
Trunken vom Licht, von seiner Glut beäubt,
Und sehe, wie im Blattgewirr der Büsche
Zu tausend Funken jeder Strahl zerfläubt.

Ein träger Glanz hängt zitternd in den Lüften,
Und aus der Erde, aus dem trocknen Laub
Hebt sich ein schwerer, heißer Lebensodem
Und schwebt in Wolken aufwärts mit dem Staub.

Im halben Schlaf der wonnig müden Seele
Taucht mir in den entrückten Sinnen auf
Ein lichtiges Schauen künftiger Gefilde,
Ein leiser Klang von anderer Welten Lauf.

Und mit der fernen stillen Wolkenherde,
Mit jedem Strom, der hoch im Blauen geht,
Entsend' ich in die rätselvolle Ferne
Ein selig Ahnen und ein fromm Gebet.

Nur ferne ruft, wie aus der Erde Tiefen,
In banger Tönen noch das Erdenleid;
Doch bald verklingt's, — und alles irdische Fühlen
Verschwebt zum Sonnenraum der Ewigkeit. —

Otto Ernst.

Anna König.

Erzählung von Johanna Siebel.

Vor einem Hause im belebtesten Teile einer mittelgroßen Stadt hält ein brauner, unverhältnismäßig langer Kinderwagen. Eine schlichtgekleidete Frau löst mit tiefem Aufatmen die Hände vom Griff des Gefährtes: „So, Rudi, da wären wir; nun wollen wir hoffen, daß alles gut geht!“ In der dunkeln Stimme zittert Erwartung. Erwartung liegt auch im Blick der scheuen Augen, die vergrämt, groß und angstvoll aus einem Gesicht schauen, dessen starkgemeißelte Züge den Stempel des Lebenskampfes tragen.

Die Sprechende öffnet mit Anstrengung die schwere eichene Haustür und schiebt den Wagen unter das weite Portal.

Es ist in den ersten Tagen des Januar. Die Luft geht kalt und die Frau klatscht die klammen Hände ein paarmal heftig ineinander, um das Blut in wärmere Wallung zu bringen, bevor sie das Verdeck des Wagens niederklappt. Ein ediger Kinderkopf mit vorspringender Stirn über schwermütigen, tiefliegenden Augen wird sichtbar, und eine klagende Stimme sagt: „Ich möchte lieber nicht zum Doktor, er wird mir wehtun, Mutter!“ „Nicht bange sein, Rudi!“ beruhigt die Angeredete. „Denk nur, wenn er uns hilft!“ Wie aufklingende Freude durchbricht es die Worte der Frau, als sie fortfährt: „Gerade der soll so gut sein! Wunder erzählt

man von ihm, so vielen hat er geholfen, sie sagen, der hat wirklich schon Lahme gehen gemacht, und Krüppel hat er geheilt. Denke nur, Rudi, wenn es dem bei uns auch gelänge! Denke, wenn er dich gesund machen könnte! Sei doch brav heute, Rudi, sei du mein tapferer Junge!"

Die Frau hat die dicke wollene Decke zurückgeschlagen, die den kleinen Kinderkörper bis zum Kinn verhüllte, und hebt den Knaben voll zartester Innigkeit empor. Ein schlaffer Kinderleib, dessen dünne Beinchen in erbarmungswürdiger Schwachheit kraftlos niederhängen, liegt in den Armen der Mutter; der matte Oberkörper vermag sich nicht selber zu halten. Die Frau hüllt den Knaben mit einer Sorglichkeit, der man die traurige Gewohnheit langer Jahre anmerkt, in ein Tuch, gibt dem Kleinen tunlichst bequeme Ruhe in ihren Armen und steigt mit ihrer Bürde die Treppe hinan.

Ihr Gesicht wird dunkelrot von der Anstrengung, und nachdem sie mühsam die zweite Stiege erklommen, lehnt sie für kurze Zeit das Haupt mit dem hämmernden Blut an die Mauer; ihr Atem geht heiß und feuchend; doch sorglich umfängt der Arm das hilflose Kind.

Hörbar, zum Berspringen klopft ihr Herz. Mit einer übernatürlichen Anstrengung überwindet sie die Anwandlung der Schwäche und schreitet weiter. Der Knabe lehnt das weiße Gesicht inniger an die Schulter der Mutter, nestelt seine kühlen Fingerspitzen ängstlich an ihren pochenden Hals und flüstert: „Ich fürchte mich doch, Mutter, wir wollen wieder heimgehen!"

„Nur ruhig, Rudi!" stößt die Frau mühsam hervor.

Nun steht sie aufatmend vor der Türe des Arztes; die Glocke schrillt, eine Magd öffnet und leitet die Taumelnde schnell in ein Zimmer. Das erschöpfte Weib sinkt schwer auf ein Sofa nieder, immer bemüht, des Knaben Lage unverändert zu lassen.

„Sie hätten nicht alleine kommen sollen mit dem Kinde," sagt die Magd mitleidig; „das ist zu viel für einen allein, das kann einer nicht!"

Die Frau nickt trübe vor sich hin, sie will etwas erwidern. „Ich . . . ich . . ." Dann schüttelt sie den Kopf und schweigt.

Allmählich wird ihr fliegender Atem ruhiger. Die Dienerin hat sich entfernt; jetzt öffnet sich eine Seitentür. Ein schlanker Herr mit dunkeln Vollbart verneigt sich leicht und sagt mit höflicher Stimme: „Darf ich bitten!"

Die Sitzende erhebt sich mit dem Kinde und schreitet mit ihm in das andere Zimmer.

„Kann der Knabe nicht gehen?" fragt der Arzt, während sein Auge mit erwachender Teilnahme die traurige Kindergestalt umfängt.

„Nein," ist die tonlose Antwort.

„Ach, Sie sind wohl Frau Anna König von Oberdorf, deren Besuch mein Kollege Schinner mir kürzlich angemeldet hat?"

„Ja, Herr Doktor!"

„Wollen Sie das Kind dort auf das Ruhebett bringen, Frau König."

Wie ein verkümmertes Blümchen liegt der Knabe auf dem Lager. Scheu und fragend blinzelt sein Blick unter den langen Wimpern hervor und sucht den Doktor, der, das Haupt in die Hand gestützt, sinnend den Kleinen betrachtet. Ein Zucken fährt jetzt durch den kranken Kinderleib, und der blasse Mund verzieht sich zum Weinen.

Anna König hat sich zu dem Knaben auf das Ruhebett gesetzt und streicht ihm sacht in liebevoller Beruhigung über das braune lange Haar.

Doktor Feldberg beugt sich über das Kind und streckt ihm gewinnend die Hand entgegen: „Wie heißest du denn, Kleiner?"

„Rudolf König," antwortet ein stotterndes Stimmchen.

„Und wie alt bist du, Rudolf?"

Der Knabe schaut die Mutter an. „Er wird nächsten Monat sechs Jahre," sagt Anna König.

Mitleidig ruht des Doktors ernstes Auge auf der kleinen Gestalt im bauschigen blauen Röckchen.

„Ist der Bub schon lange krank?"

„Er ist nie gesund gewesen, Herr Doktor."

„Hat er jemals gehen können?"

„Nein, Herr Doktor."

Feldbergs Gesicht wird ernster. „Also tiefere Ursachen," spricht er leise vor sich hin, und dann lauter: „Wollen Sie den Knaben ausziehen, Frau König."

Anna streift die wollenen Handschuhe ab. Feldberg bemerkt, daß an den kräftigen Händen kein Goldreif steckt. Forschender ruht sein Auge auf der schlichten Erscheinung, deren Antlitz jenen hoheitsvoll ergreifenden Zug trägt, der seinen Ewigkeitsausdruck in den Madonnenbildern alter Meister gefunden.

Unter des Arztes prüfendem Blick steigt eine Röte in Annas Wangen; demütig neigt sie das erglühende Haupt. Dann beginnt sie mit der

ihr eigenen unendlichen Sorgfalt, so daß keine ungeschickte Bewegung des Kindes arme Glieder unnötig schmerzen läßt, den Knaben zu entkleiden. In jeder Handbewegung liegt eine verschwiegene Zärtlichkeit, eine leise Betätigung tiefgefühltester Mutterschaft. Kein Zweifel, die Frau ist des Kindes Mutter; ihr Wesen adelt sie dazu, wenn auch äußerlich gar keine Ähnlichkeit in den beiden Gesichtern vorhanden ist.

Wie zur Bestätigung seiner Folgerung spricht Feldberg: „Sie sind doch des Kindes Mutter?“

„Ich bin seine Mutter, Herr Doktor!“

Annas dunkle Stimme zittert leise; tiefer senkt sie das ausdrucksvolle Haupt nieder zum Kinde.

„Sie haben viele seelische Erregungen vor der Geburt Ihres Söhnchens gehabt?“

„Ja, Herr Doktor!“

Gequält klingt die Antwort, gequälter noch die mühsame Frage: „Kann es Einfluß auf die Entwicklung dieser Krankheit gehabt haben?“

„Ja und nein, liebe Frau!“ In Feldberg erwacht der strenge Wissenschaftler, der erbarmungslos um jeden Preis Ursache und Wirkung im Zusammenhang der Dinge ergründen möchte. „Hatten Sie einen Schrecken während jener Monate?“

„Ja!“ Rauh ringt sich der kurze Laut aus der Frauenkehle.

„Ist des Kindes Vater gesund?“ „Man hat mir vor Jahren geschrieben, daß er rückenmarkleidend ist.“ „So ist er also nicht bei Ihnen?“

Nachlos tut Feldberg die Frage, versunken in seine wissenschaftliche Perspektive, die sich ihm klarer und klarer erhellt.

„Ich bin nicht verheiratet, Herr Doktor!“ Anna hebt bei den scheuen Worten die Augen von dem Knaben und schaut auf die gegenüberliegende Wand.

„So, so.“ Feldberg hat sich während der letzten Frage an den Schreibtisch gesetzt und einige Notizen gemacht; er sieht nicht die Beschämung auf dem Gesichte der Frau, deren Körper in furchtbarer Bewegung zurückdrängt von dem Kinde, und deren Finger sich ängstlich spreizen.

Als Arzt ist er zu sehr an den Blick in geheimnisbüstere Verhältnisse gewöhnt, als daß ihn die Antwort der Frau groß verwundert hätte.

Jetzt erhebt er sich und nähert sich von neuem dem Ruhebett.

Anna ist fertig mit der Entkleidung des Knaben. Was das häusliche Köckchen gnädig verhüllte, ist sichtbar: eine traurige Mißgestalt, die den Kopf matt und verlegen zur Seite wendet, als litte das Empfinden des Kindes unbewußt unter seiner eigenen entblößten Krüppelhaftigkeit.

Als der Arzt herantritt, macht Anna unwillkürlich eine Bewegung, wie wenn sie sich auf die Knie lassen möchte; dann hebt sie die Glieder, schlingt krampfhaft die Hände ineinander und haucht: „Helfen Sie uns!“

Feldberg rückt an seinem Kragen; diese Frau hat in ihrer hilflosen Demut etwas, was ihm die Luft in dem Zimmer unbehaglich eng erscheinen läßt.

„Wir wollen sehen, was zu machen ist, liebe Frau!“ Dann neigt er sich wieder zu Rudolf: „Setz dich einmal auf, Kleiner!“ ermuntert er den Knaben.

„Ich kann nicht!“ In müdem Vorwurf erklingt die Stimme.

„So reiche mir die Hände, daß ich dir helfe.“ Matt legt das Kind die durchsichtigen Finger in die kräftigen Hände des Arztes; es hilft, so gut es kann, dem Doktor nach, sein krankes Körperchen emporzurichten.

„Bist ein braver Junge, Rudolf!“ lobt Feldberg.

Über des Kleinen ängstliches Gesichtchen gleitet ein Lächeln, wie wenn ein Sonnenstrahlchen fränkliche Kellereime flüchtig erhellt.

Jetzt ist der Knabe aus seiner liegenden Stellung emporgerichtet und hängt in den stützenden Armen des Arztes. Ein hoher Rücken, dessen Wölbung bald unter dem Genick beginnt, wird sichtbar; der eckige Kopf, der von einem mageren Halschen schlecht getragen wird, duckt sich müde zwischen die schmalen, vorspringenden Schultern.

Während Feldberg mit sorgfamer Gründlichkeit die aus der Lage geschobenen Glieder betrachtet, hier klopft und dort prüfend horcht, folgt Annas Auge angstvoll jeder Bewegung des Doktors und späht in durchdringender, scharfsichtig vorausahnender Unruhe in den ernsten Zügen, als könne sie dort ihr Schicksal ergründen. Die Not ihrer Seele glüht in den Augen und jagt Hoffen und Fürchten bald in kalte Blässe, bald in wehendem Scharlach über ihr schmales Gesicht. Dieser Arzt ist der Bestgenannten einer, sein Ausspruch soll das Urteil fällen! Wird er ihr helfen, des Kindes Lebens-

last leichter zu machen? Wird er bestätigen, was die andern gesagt? In verstörter Flucht schaut Anna auf das Kind.

Feldberg trachtet, den Knaben jetzt auf die Füßchen zu stellen; seine Knie knicken kraftlos zusammen. Sein verbogenes Körperchen sucht verlangend das Ruhebett; ein armes, wurzelkrankes Pflänzchen, das, völlig haltlos, nur am Boden liegen mag, um seine Schwachheit dort minder zu fühlen. Unergründlicher wird Feldbergs ernstes Gesicht.

Wieder richtet er einige knappe Fragen an Anna, die diese rauh und mühsam beantwortet. Es liegt etwas Gerichtetes in ihrer Haltung. Der Arzt beginnt nun, seinen elektrischen Apparat in Bewegung zu setzen. Vorsichtig bringt er den Strom auf des Knaben krankhafte Haut; vorsichtig steigert er nach einer prüfenden Weile die Stärke der Kraft, kaum, daß hier und da ein Nerv in matter Bewegung ihm antwortet.

Willenlos hat Rudi die lange Untersuchung über sich ergehen lassen, nur zuweilen in stummberebter Klage den verschleierten Blick zur Mutter erhoben; jetzt aber beginnt er in Erschöpfung leise zu weinen, erst tränenlos, dann rinnt Tropfen um Tropfen langsam unter den dunkeln Wimpern hervor und blinkt über die schmale Wange. Liebreich streicht Anna über das kleine Gesicht und hält wieder tapfer die Hände des Kindes, daß deren Unruhe des Arztes Arbeit nicht störe. Feldberg schaut für einen Augenblick auf: „An Ihnen könnte sich manche Mutter ein Beispiel nehmen, Frau König!“

Nach einiger Zeit stellt Feldberg den elektrischen Strom ab und setzt sich von neuem an den Schreibtisch, Anna mit höflicher Armbewegung ersuchend, in seiner Nähe Platz zu nehmen. Sie hüllt das ermattete Kind in die Decke und folgt der Aufforderung.

Fragend schaut sie auf Feldberg.

Als der Arzt schweigt, aufmerksam seinen Bleistift zwischen den beiden Zeigefingern haltend, abwartend, daß man das Wort an ihn richte, sagt Anna endlich stockend, als fürchte sich jeder Laut des Satzes Sinn zu vollenden, als graue ihr vor dem Todesurteil der folgenden Antwort: „So wird der Knabe nie gehen lernen?“

„Nach aller Wahrscheinlichkeit nicht, Frau König!“

Ein sonderbares „Ah“ kommt aus Annas Munde so erschrocken und dennoch so staunend,

als würde ihr trotz aller vorher durchdachten Gewißheit doch ein Neues, für den Augenblick überwältigend Schreckliches mitgeteilt, und ankerlos auf dem aufgewühlten Meere ihrer Empfindungen hin- und hergestoßen, müht sie sich, etwas zu sagen: „Ich dachte . . . Ich . . .“ Die Stimme des armen Weibes bricht spröde ab, sie schluckt krampfhaft an etwas Hartem, Würgendem im Halse; dann streicht sie über ihr Kleid, als müsse sie sich von der Wirklichkeit der Dinge überzeugen, und bringt mit barscher Stimme hervor: „An seinem hohen Rücken ist auch . . . nichts zu . . . heilen? Wenn er nicht gehen kann . . . Man liegt schlecht auf einem spitzen Rücken!“ Das letzte sagte Anna wie in Gedanken zu sich selber.

Den Doktor dauert die Frau; er vermag es kaum, Blüte um Blüte von dem zitternden Halme ihrer Hoffnung zu streifen, und so sagt er schier gegen seine bessere Überzeugung, nur um die düstere Not in diesen Augen zu lichten: „Ein wenig doch! Man mißt ihm ein Bettchen an und polstert es weich, dann liegt er fast schmerzfrei, und die Krümmung wird sich weniger stark ausbilden!“

Anna hat inzwischen größere Ruhe errungen. „Gehen die Lähmungen vom Rücken aus, Herr Doktor?“

„Zum Teil, liebe Frau!“

„Wird sein Verstand leiden?“ Gieriges Hoffen liegt in dem seltsamen Ton.

Befremdet schaut Feldberg auf. „Sie tasten entschieden zu weit in die Zukunft, Frau König! In derartigen Fällen kann man mit Bestimmtheit absolut gar nichts vorher sagen; die täuschen oft jegliche ärztliche Voraussetzung!“

Erschöpft lehnt sich Anna aus ihrer vorgebeugten Haltung zurück und flüstert kaum hörbar: „Du straffst hart, mein Gott!“ Dann fragt sie lauter, wie in grausamer Bejahung der eigenen Gedanken: „Da ist also keine Kunst, die dem Kinde helfen kann? Und der Knabe wird immer so leiden müssen wie jetzt, und nie weniger?“

Feldberg blickt die Sprechende mit Bedeutung an: „Doch, liebe Frau, einmal doch!“

Anna versteht sofort. Hastig nimmt sie den tiefen Sinn auf; wieder liegt das gierige Hoffen im Ton: „Und wie lange noch, Herr Doktor?“

Da zuckt der Arzt die Achseln: „Das entzieht sich abermals meiner Berechnung; vielleicht noch

Jahre, vielleicht kann er alt werden! Es ist eine zähere Lebenskraft in diesen Geschöpfen, als man ihrer äußeren Gebrechlichkeit zutraut; da flackert das verlöschende Flämmchen immer von neuem auf, und man fragt sich vergeblich, wie ihm die Kraft zu so viel Hartnäckigkeit wird.“

Feldberg erhebt sich und wendet sich wieder zu dem Kinde, das still und teilnahmslos dageslegen. Er lauscht nochmals an Brust und Rücken, streichelt des Buben dünne Wangen und spricht dann zu Anna gewendet: „Sie können den Buben anziehen, Frau König! Nächste Woche wollen wir mit einer orthopädischen Behandlung beginnen. Etwas werden wir immerhin erzielen; möglich, daß der Knabe sich doch wenigstens kriechend vorwärtsbewegen lernt, wenn wir seinen Allgemeinzustand durch eine besondere Diät zu heben suchen. Lassen Sie ihn inzwischensobiel wie möglich auf einem Teppich am Boden spielen, damit seine Muskulatur sich kräftigt.“

Anna, die währenddessen den Knaben angekleidet hat, murmelt etwas Unverständliches vor sich hin und würgt dann dumpf hervor: „Er mag — ja nie spielen!“

Sie hüllt das Kind in das Tuch. Ihr Gesicht trägt den Ausdruck tiefster Hoffnungslosigkeit, und Feldberg hat plötzlich die Empfindung, als dürfe er diese Frau nicht ganz ohne Trost ziehen lassen, als brüte irgend ein unbestimmbares Unheil in der Trübsal dieser leidvollen Augen: „Wie gesagt, liebe Frau, das letzte Wort ist auch in diesem Falle noch lange nicht gesprochen; es tritt zuweilen, wie durch ein Wunder, eine Wendung ein, die auch die dunkelsten und allerver zweifeltsten Komplikationen löst und vor der unsere Kunst verblüfft stehen bleibt. Es sind in der Tat schon solche Wunder geschehen, Frau König!“

Anna hebt mit einem Gesicht, auf dem der Schmerz jegliche Bewegung dumpf gemacht hat, den leise klagenden Knaben auf den Arm und spricht in einem abwesenden Ton: „So höre doch, Rudi, er sagt ja, ein Wunder kann kommen! So weine doch nicht, Kind, es sind in der Tat schon solche geschehen!“

Dann neigt sie steif, als hemme sie eine Pein, das Haupt und verläßt das Zimmer. Schwerfällig steigt sie mit ihrer Last die Treppe hinab, schleppenden Schrittes stößt sie den Wagen durch die belebten Straßen. Zuweilen streicht sie

sich lässig, unbewußt, mit einer zerrenden Bewegung die losen Schläfenhaare nach hinten und bleibt einen Augenblick stehen, unfähig, die Räder des Wagens weiter zu stoßen. Der Hinweg war lang und mühsam gewesen, doch brannte ihr da die treibende Hoffnung im Herzen; endlos erscheint ihr jetzt der Pfad, jeglicher Hoffnung beraubt.

„Werde ich nie gehen lernen, Mutter?“ fragt der kleine Knabe müde.

„Manche Mütter gehen für ihre Kinder, Rudi, und tragen sie durchs Leben,“ sagt Anna mit sonderbar einförmiger Stimme, als sei sie ein Medium, das im Geiste anderer spreche, und entrückt, mit leerem Ausdruck, blickt ihr Auge über den Knaben hinaus.

„Ich möchte aber gerne mit meinen Beinen gehen,“ spricht das Kind traurig. „Du hast mir gesagt, daß ich es könne, Mutter, bitte doch den Doktor, daß er es mich lehrt; du sagst ja, er kann viel!“

„Es ist gar schwer, ein Kind zum Gehen zu bringen,“ entgegnet Anna wieder in jener geheimnisvoll abwesenden Art; „das scheint nur ein Leichtes, wenn man sieht, wie das so ohne weiteres springt und daherläuft.“

Vorübergehende bleiben stehen, schauen verwundert auf den ungewöhnlich langen, schmalen Wagen, spähen neugierig hinein und blicken mitleidsvoll auf das blasse, unschöne Kind und dann auf die Frau, deren Lippen sich im Selbstgespräch lautlos bewegen.

Allmählich kehrt ein bewußterer Ausdruck in Annas Augen. Frauen wandern des Wegs, die größere und kleinere Kinder an der Hand führen, und Anna schaut auf den Gang jedes einzelnen, als sei er eine Offenbarung allerhöchster, herrlichster Kraft. Und zu jedem einzelnen Weibe möchte sie hinstürzen, gleichviel, ob es reich oder in dürftigste Armut gekleidet ist, und hastig fragen: „Seit wann läuft dein Kind, und das größere dort, wann lernte es gehen? . . . Und weiß mir keine von euch von einem Wunder zu sagen, daß ein jahrelang lahmes die Füße brauchen konnte und ein Krüppel den Buckel verlor? Kennt keine von euch eine Kraft, die krankes Mark durchdringt und gesund zu machen versteht? Ich würde wandern bis ans Ende der Welt — ich bin eine Mutter — wenn ihr den Ort mir nennen wolltet.“

Hundertmal drängt ihre Seele so in stummem, verzweifeltstem Fragen. Der Weg wird

stiller, die Häuser stehen nicht mehr in langen, geschlossenen Reihen hart nebeneinander; weite Gärten und Felder dehnen sich vor Annas Augen; Wälder im Märchengewande des Winters. Höhen im Schimmerkleide des Schnees werden sichtbar.

Der Pfad führt jetzt bergan. Die reine, klare Winterluft wird kühler, und der Sonne Strahlen fallen in breiten, lohenden Lichtern gleich Riesenfackeln über den Schnee und entzünden die Flächen zu scheinernder Blut.

Der Knabe hat die tiefen, traurigen Augen geschlossen, sein dünnes Gesichtchen ist rot überwärmt von der Sonne, die aus ihrer urewigen Fülle den Schein blutvollen Lebens auch über das faßtlos Entkräftete wirft.

Langsam kriecht das Gefährt aufwärts, gefolgt von seinem Schatten, der ihm hart zur Seite wandelt, ein drohendes Phantom, das sich nur träge, widerwillig fortbewegt auf dem leuchtenden Schnee.

In der Mitte der Halbe stößt das Gewicht des Wagens Anna für einige Schritte zurück. Unheimlich schwankt der ungeheuerliche Schatten hin und her.

Verstört, mit leisem Achzen stemmt das Weib die ermattende Kraft gegen das nieder zwängende Gewicht, das mit ihr in die Tiefe zu rollen droht. Ihre Augen beginnen zu flackern, sie schwankt. Ihr ist, als hinge sie an himmelhoher Wand, die mit stechendem Dornengeranke dicht umwunden sei.

Anna schluchzt plötzlich auf, sie gleitet aus. Sie liegt auf der harten, gefrorenen Erde als Prellstein vor den Rädern des abwärts drängenden Wagens, bedeckt von seinem schweren, drohenden Schatten.

Mechanisch greifen ihre Hände in das blanke Stahlgeflecht der Speichen, als griffen sie in das Dornengerank der jäh aufsteigenden Wand.

So liegt sie eine Weile, den Kopf schwer atmend an Arm und Wagenrand gelehnt. Dann ermannt sich ihr betäubter Sinn, ihre Finger tasten in den losen Schnee am Wege und führen ihn an die glühende Stirne . . . Als habe ihr Wesen aus einer geheimen Quelle neue Kraft empfangen, so richtet sie sich jetzt empor, schüttelt ihr schneebestäubtes Gewand und schiebt den Wagen wieder die Halbe hinan. Dem schlummernden Kinde nickt sie zu: „Gut, daß du schläfst, gut, daß du schlafen kannst; das kürzt

dir deine Leiden! Wenn ich könnte, ich lehrte dich schlafen — viel und lang; glaube mir!“

Immer klarer wird Annas Blick; aufmerksam betrachtet sie das Kind, weiter weben die Gedanken ihr trostloses Gebilde:

„Armer Bub, keinen Vater haben und ein Krüppel sein dein Leben lang, das ist hart! Im besten Falle nur kriechen können gleich einem unverständigen Tier, gleich einem verächtlichen Wurm, mit deinem lieben, armen Kopf zu den Füßen der Menschen, daß sie an deine Stirne stoßen, dir das Haupt blutig treten, wenn sie in rohem Gleichmut ihrer Schritte nicht achten!“

Gemartert schaut Anna zur Seite. Dann nickt sie überlegen vor sich hin. Ihr Auge ruht mit ergreifendem Ausdruck auf dem Knaben, und in der Art jener Mütter, die mit ihren Kindern das Zukünftige und Vergangene in lauter und leiser Zwiesprache voll restloser Wahrheit verhandeln, die dem Eigengeborenen alles vertrauen, des Herzens tiefste Not und seine seligsten Freuden, als wäre da nichts zwischen Himmel und Erde, was eine Mutter bewegt, daß es ihr Kind nicht verstünde, so beginnt sie mit leisem Tone: „Das ist die Sünde der Väter, das ist die Grauen einslößende Gerechtigkeit, die das Verbrechen der andern am schuldlosen Kinde heimsucht vom Mutterleibe an.“

Mit schrillum Ton hält Anna einen Augenblick den Wagen still, dann spricht sie, schwerfällig weiterschreitend: „Weißt du auch, daß ich träumte, dein Lächeln sollte meine Ewigkeit, deine Liebe mein Trost zum Leben wie zum Sterben sein? Weißt du, daß ich in grenzenloser Vermessenheit wähnte, trotz allem dein Leben in glitzernden Sonnenschein hüllen zu können? Alles, was an Heiterkeit aus fernen Kindertagen mir auf der Seele lag, wollte ich heben; mein herber Ernst sollte dich nicht erschrecken. Ganz ausfüllen sollte dich meine Liebe; ich wollte du werden; in dir wollte ich nicht aufhören! Ein vaterloses Kind muß eine gute Mutter haben und alles in der Mutter finden . . . So dachte ich, und ach, viel Schöneres noch! Und erstickte in mir die furchtbare Not, daß dich der Vater verließ, bevor er dich geschaut, daß er mit zähem Schmutz bewarf, die sich deine Mutter fühlte!“

(Fortsetzung folgt.)